

KULTUSMINISTERIUM DES LANDES SACHSEN-ANHALT



Abitur 2001

Deutsch
(Leistungskurs)

Arbeitszeit: 300 Minuten

Thema 1

Peter Wapnewski:

Welche Farbe hat des Kaisers Bart?

Thema 2

Heinrich von Kleist:

Das Bettelweib von Locarno

Thema 3

Georg Büchner:

Dantons Tod

Thema 4

Karoline von Günderrode:

Die eine Klage

oder

Ingeborg Bachmann:

Freies Geleit

Thema 1

Peter Wapnewski: Welche Farbe hat des Kaisers Bart? (2000)
(geb. 1922)

Aufgabenstellung

Erörtern Sie die im Textauszug behandelte Problematik.

Bearbeiten Sie **dabei** folgende Aufgaben:

- Analysieren Sie Struktur und Stil des Textes.
- Diskutieren Sie, ob es dem Autor gelingt, seine Ansichten überzeugend darzustellen.

Peter Wapnewski: Welche Farbe hat des Kaisers Bart? [Auszug]

Die Gefahr des wachsenden Rechtsradikalismus. Der Umgang mit den Asylanten und den ihnen geltenden Gesetzen. Die Gen-Technologie und ihre Menschengestaltung. Die eheliche Verbindung homosexueller Partner. Die Sicherheit der Renten. Die Reform des Justizwesens ... Themen wahrlich, die unser Leben bestimmen und verändern werden
5 bis ins nächste und übernächste Glied. So wird man denn erwarten, dass die Luft wiederhallt vom Für und Wider in all diesen Dingen. Stattdessen wirbelt in ihr die Frage der so genannten Rechtschreibung, - eine Sache von freundlicher Belanglosigkeit, wenngleich unbestreitbar ist, dass sie geregelt werden muss. Belanglosigkeit: Denn die Sprache ist
10 wahrlich ein kostbares Gut und begreifbar als der wesentliche Ausdruck eines Volkes, einer Nation und ihrer Natur. Sie bleibt unberührt von der Art, wie der alte und der neue Duden sie schreiben. Unwissenheit also ist es, oder schlimmer: pure Demagogie, wollte man den Protest gegen die neuen Regeln gleichsetzen mit einer Bataille zum Schutze unserer Sprache.

Einer Sprache, die wahrlich gefährdet ist. Nicht durch die Schreibungen von Bett(t)uch und Schiff(f)ahrt. Nein, es liegt daran, dass sie einem wahrlich Leid tut, weil man ihr Leid tut, Tag für Tag sie schändet und erniedrigt durch die Phrasentakte öffentlicher Verlautbarungen im Stile von „Ich gehe davon aus, dass die Rahmenbedingungen zum Tragen kommen ...“, durch die Slogans der Werbung und die Formeln des Wirtschaftsjargons. Es
15 erübrigt sich, hier Beispiele anzuprangern, sie geben den Ton an, täglich und stündlich. Und alle, alle singen mit, insbesondere in jenem Pidgin-Deutsch, das man auch „Denglisch“ nennt, und das die Kids zum Shopping motivieren will, weil Mum und Dad das trendy finden und supergeil und megaschrill dazu.

Hier zum Widerstand sich zu formieren und aufzurufen, wäre die Sache unserer Dichter und Denker. Sie haben sich, man erinnert sich, aus dem Bewusstsein staatsbürgerlicher Verantwortung in den letzten Jahrzehnten oft und meist gern zu Worte gemeldet, sei es nun zu Vietnam oder dem Kosovo, zu Wiedervereinigung und Holocaust-Denkmalern. Aber zu dem Stoff, aus dem ihr Tun gemacht ist, schweigen sie. Nicht hingegen
25 zu der Art, wie dieser Stoff geschrieben werden soll. Sie jauchzen auf, hört man, angesichts des Entschlusses eines großen Intelligenzblattes, zurückzukehren zur alten Duden-Schreibung, sie scheinen das als Befreiung zu empfinden von quälender Fessel. Das darf uns wundern. Denn nicht einer von ihnen war gehalten, sich in seiner Schriftlichkeit zu äußern nach neuen Regeln, so wenig wie nach alten. Sie konnten und können weiterhin schreiben, wie ihnen die Feder gewachsen ist, wie wir alle. [...]

Nun machen in dieser Frage unsere Dichter eine skurrile Figur. Es liegt nämlich in ihrer Tradition, liegt in dem, was man heute ihr Selbstverständnis nennt, dass sie sich nicht
35 scheren um das Regelsystem, dem sie ihre Wörter, Worte und Verse aussetzen. Um nur

von den letzten hundert Jahren zu reden: Stefan George und die Lyriker des Expressionismus, Bert Brecht und Kurt Tucholsky, Arno Schmidt und Ernst Jandl – sie und viele ihrer Genossen haben Schreibung und Interpunktion dem Atem, dem Rhythmus ihrer Sprache unterworfen: Denn Sprache bestimmt die Schreibung, nicht aber Schreibung die Sprache.

Die klügste Stimme der FAZ, Konrad Adam nämlich, schrieb vor ein paar Jahren: „Der Streit um die neue Rechtschreibung ist einer um des Kaisers Bart, über den – seine Farbe, seine Länge und sein Aussehen – haben sich die Deutschen aber schon immer ihre Gedanken gemacht, und deshalb sieht es nun so aus, als ginge es in einer Sache, die man auch ganz anders regeln oder weitgehend ungeregelt lassen könnte, um Sein oder Nichtsein“. [...]

Die große Mehrzahl der Deutschen, erfährt man, sei gegen die neue Rechtschreibung. Man wundert sich, wenn einen das wundert. Der Mensch ist ein konservatives Wesen, die Gewohnheit nennt er seine Amme. Wir alle sind hineingewachsen vom ersten Schultag an in die Dudenschreibung von 1901; warum also Neues lernen und anwenden? Dieses sehr leicht verstehbare Beharrungsvermögen ist das eine. Das andere ist die klare Einsicht, dass die alte, normierte Schreibung voller Unsinnigkeiten ist bis zu dem Grade, dass erwiesenermaßen keiner, er mag sich gebildet fühlen oder nicht, sie konsequent beherrscht (und schon gar nicht die sinnverwirrenden Interpunktionsregeln). Insofern ist in reformträger Zeit der Impuls zu loben, der die deutschsprachigen Länder einem vereinfachten Regelwerk zustreben ließ. Dieses Unternehmen ist vorerst weitgehend gescheitert, wie man an seinen Folgen erkennt. Seine Widersprüche, Ungenauigkeiten, Inkonsistenzen lassen den Widerstand der Reformgegner durchaus begreifen. In immer neuen Ansätzen wird Besserung verheißen. Man versteht, wenn manchem darüber die Geduld ausgeht.

„in den letzten drei Jahrhunderten trägt die deutsche Schreibung so schwankende und schimpfliche unfolgerichtigkeit an sich, wie sie in keiner andern Sprache jemals statt gefunden hat, und nichts hält schwerer als diesen Zustand zu heilen. Man hat sich von Jugend an ihn gewöhnt und niemand kann den Leuten ungelegener kommen, als der sich dawider erhebt“. So der Mann, der tiefer und folgenreicher als jeder andere über die deutsche Sprache nachgedacht und sie gelehrt erforscht hat, darüber zum Begründer einer ganzen Wissenschaft werdend: Jacob Grimm (1854). Natürlich war ihm bewusst, dass seine Schreibreformatorischen Ansätze (so die konsequente Kleinschreibung) der Sprache keinen Schaden zufügen würde. Jener Sprache, die im 18. und 19. Jahrhundert mit unbefangener Willkür niedergeschrieben wurde, und niemand fühlte sich an gängeln-de Regeln gebunden: „Und das Herz ist jezo todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirne zusammen ...“. So 1774 Goethes Werther, und die Frau Rat trieb es, wie man weiß, in ihren Briefen voll unmittelbarer Mitteilbarkeit noch unbefangener (nicht anders als Christiane).

So hielten sie es alle damals, Klopstock und Lessing, Hölderlin und Schiller, Voss und Wieland und Herder und Jean Paul, gedruckt nach dem Brauch der regionalzuständigen Kanzlei oder Offizin. Diese Namen aber wollen sagen: Es war in jener Epoche der scheinbaren Verwilderung, eher einer gewissen Willkür der Schreibung, dass die deutsche Sprache (und mit ihr die von ihr getragene Kultur) auf den Riesenschultern Luthers zu einem Instrument von geschmeidiger Anmut wurde, von Leuchtkraft und Transparenz, von Zartheit und schneidender Kraft.

So dass sie seitdem zum Träger subtilster Gefühle wie spekulativer Gedanken werden konnte – bis zum heutigen Tag.

Reform der Reform, das klingt recht hübsch, aber ob ein solcher Schritt nicht noch mehr Verwirrung bringt in einen verwirrten Zustand, sollte man fragen dürfen. [...]

Zusatzinformation: Peter Wapnewski ist ein emeritierter Professor der Germanistik.

Thema 2

Heinrich von Kleist: Das Bettelweib von Locarno (1811)
(1777 - 1811)

Aufgabenstellung

Interpretieren Sie den Text.

Bearbeiten Sie **dabei** folgende Aufgaben:

- Beschreiben Sie, welche Folgen die Art und Weise des Erzählens für das Verstehen des Geschehens hat.
- Legen Sie Ihre Lesart der Katastrophe dar.

Heinrich von Kleist: Das Bettelweib von Locarno

Am Fuße der Alpen, bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren
5 einem einst, auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich
bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden
war. Der Marchese, der, bei der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er
seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem
sie lag, aufzustehen, und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob,
glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich, auf eine
10 gefährliche Weise, das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglich Mühe
aufstand und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter den Ofen
aber, unter Stöhnen und Ächzen, niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese, durch Krieg und Mißwachs, in bedenkliche
15 Vermögensumstände geraten war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das
Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an
dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten,
leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen.
Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht, verstört und bleich,
zu ihnen herunterkam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem
20 etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh
gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und
gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und
Ächzen, niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit
25 erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu
seiner Beruhigung, mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die
Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl, in seinem Schlafzimmer
übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem
30 Marchese höchst unangenehme Weise, mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter
seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es
in dem Zimmer, zur Mitternachtsstunde, umgehe, er, um es mit einem entscheidenden
Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu
untersuchen. Demnach ließ er, beim Einbruch der Dämmerung, sein Bett in dem besagten
35 Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie

erschüttert war er, als er in der Tat, mit dem Schlage der Geisterstunde, das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich von Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen, unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich, mit scheuen und ungewissen Blicken, umsah, und, nachdem er die Tür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht getan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal, in ihrer Gesellschaft, einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber, samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der Tat, in der nächsten Nacht, dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, loszuwerden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgendeine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Tür desselben ein; dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges, bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich, gegen elf Uhr, jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich, auf Krücken, im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren, aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen ergriffen: wer da? ruft, und da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich, nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und aus dem Tore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendiglichste Weise bereits umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

Thema 3

Georg Büchner: **Dantons Tod.**
(1813 - 1837) Ein Drama (1835)

Aufgabenstellung

Interpretieren Sie den Textauszug.

Bearbeiten Sie **dabei** folgende Aufgaben:

- Analysieren Sie die Argumente der Dialogpartner über das Für und Wider des Fortgangs der Revolution.
- Diskutieren Sie die Standpunkte unter Einbeziehung der Briefstelle (Georg Büchner an die Braut).

Anmerkung

Ende 1834 begibt sich der Medizinstudent Georg Büchner, der im Hessischen an revolutionären Aktivitäten beteiligt war, nach Darmstadt ins Elternhaus, um einer möglichen Verfolgung zu entgehen. In „höchstens fünf Wochen“ schreibt er hier das Drama „Dantons Tod“, für das er den Stoff in der Phase der Jakobinerherrschaft der Französischen Revolution gefunden hatte.

Brief an die Braut (Gießen, November 1833 ?)

[...] Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. [...]

Georg Büchner: **Dantons Tod.**
Ein Drama [Auszug]

[...]

EIN ZIMMER

Robespierre. Danton. Paris¹.

ROBESPIERRE. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist
5 mein Feind – seine Absicht tut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu
verteidigen, tötet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

DANTON. Wo die Notwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns
länger zum Töten zwänge.

ROBESPIERRE. Die soziale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte
10 vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht tot, die
gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten

¹ Paris ist ein Freund Dantons.

Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

15 **DANTON.** Ich verstehe das Wort Strafe nicht. – Mit deiner Tugend, Robespierre! Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, bloß um des elenden Vergnügens willen, andre schlechter zu finden als mich. –
20 Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst!?

ROBESPIERRE. Mein Gewissen ist rein.

25 **DANTON.** Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich, wie er kann, und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe wert, sich darüber in den Haaren zu liegen! Jeder mag sich wehren, wenn ein anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir drauf spucken oder Löcher
30 hineinreißen; aber was geht es dich an, solange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht genießen, so herumzugehen, hast du deswegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? Und kannst du es nicht ebensogut mitansehn als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

ROBESPIERRE. Du leugnest die Tugend?

35 **DANTON.** Und das Laster. Es gibt nur Epikureer, und zwar grobe und feine, Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, d. h. er tut, was ihm wohl tut. – Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

ROBESPIERRE. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrat.

40 **DANTON.** Du darfst es nicht proskribieren, ums Himmels willen nicht, das wäre undankbar; du bist ihm zu viel schuldig, durch den Kontrast nämlich. – Übrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

ROBESPIERRE. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

45 **DANTON.** Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! *Er geht; im Hinausgehen zu Paris: Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen!*
Danton und Paris ab.

ROBESPIERRE *allein.* Geh nur! Er will die Rosse der Revolution am Bordell halten machen, wie ein Kutscher seine dressierten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn
50 zum Revolutionsplatz zu schleifen.

Mir die Absätze von den Schuhen treten! Um bei deinen Begriffen zu bleiben! – Halt! Halt! Ist's das eigentlich? – Sie werden sagen, seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deswegen aus der Sonne gehen heißen. – Und wenn sie recht hätten? – Ist's denn so notwendig? Ja, ja! die Republik! Er muß
55 weg. Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. – Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trat er ihr entgegen: er wird zertreten. [...]

Thema 4.1

Karoline von Günderrode: Die eine Klage (Manuskript von 1806)
(1780 – 1806)

Aufgabenstellung

Interpretieren Sie den Text.

Bearbeiten Sie **dabei** folgende Aufgaben:

- Untersuchen Sie die sprachkünstlerische Gestaltung des Gedichts.
- Setzen Sie sich mit der Haltung des lyrischen Sprechers auseinander.

Karoline von Günderrode: Die eine Klage

Wer die tiefste aller Wunden
Hat in Geist und Sinn empfunden
Bitterer Trennung Schmerz;
Wer geliebt was er verlohren,
Lassen muß was er erkohren,
Das geliebte Herz,

Der versteht in Lust die Thränen
Und der Liebe ewig Sehnen
Eins in Zwei zu sein,
Eins im Andern sich zu finden,
Daß der Zweiheit Grenzen schwinden
Und des Daseins Pein.

Wer so ganz in Herz und Sinnen
Konnt' ein Wesen lieb gewinnen
O ! den tröstet's nicht
Daß für Freuden, die verlohren,
Neue werden neu gebohren:
Jene sind's doch nicht.

Das geliebte, süße Leben,
Dieses Nehmen und dies Geben,
Wort und Sinn und Blick,
Dieses Suchen und dies Finden,
Dieses Denken und Empfinden
Giebt kein Gott zurück.

Hinweis: Die originale Schreibweise des Textes wurde grundsätzlich beibehalten.

Thema 4.2

Ingeborg Bachmann: Freies Geleit (1964)
(1926 – 1973)

Aufgabenstellung

Interpretieren Sie den Text.

Bearbeiten Sie **dabei** folgende Aufgaben:

- Untersuchen Sie sprachkünstlerische Mittel des Textes.
- Setzen Sie sich mit dem Verhältnis des lyrischen Sprechers zur Natur auseinander.

Ingeborg Bachmann: Freies Geleit

Mit schlaftrunkenen Vögeln
und winddurchschossenen Bäumen
steht der Tag auf, und das Meer
leert einen schäumenden Becher auf ihn.

Die Flüsse wallen ans große Wasser,
und das Land legt Liebesversprechen
der reinen Luft in den Mund
mit frischen Blumen.

Die Erde will keinen Rauchpilz tragen,
kein Geschöpf ausspeien vorm Himmel,
mit Regen und Zornesblitzen abschaffen
die unerhörten Stimmen des Verderbens.

Mit uns will sie die bunten Brüder
und grauen Schwestern erwachen sehn,
den König Fisch, die Hoheit Nachtigall
und den Feuerfürsten Salamander.

Für uns pflanzt sie Korallen ins Meer.
Wäldern befiehlt sie, Ruhe zu halten,
dem Marmor, die schöne Ader zu schwellen,
noch einmal dem Tau, über die Asche zu gehen.

Die Erde will ein freies Geleit ins All
jeden Tag aus der Nacht haben,
daß noch tausend und ein Morgen wird
von der alten Schönheit jungen Gnaden.

Hinweise und Bemerkungen zu den Textvorlagen [für die Lehrkräfte]

Die vorgelegten Texte bzw. Textauszüge erscheinen in verschiedenen Editionen naturgemäß in unterschiedlicher Druckgestaltung. Die hier eingebrachten Vorlagen folgen einer als zitierfähig bzw. wissenschaftlich anerkannten Ausgabe; Mitglieder der Kommission haben die Texte der Prüfungsthemen mit der betreffenden Fassung sorgfältig verglichen.

Thema 1

- Text „Welche Farbe hat ...“:

Peter Wapnewski, Welche Farbe hat des Kaisers Bart? In: Der Tagesspiegel [Kultur] vom 06.08.2000, Seite 25 (= Tageszeitung).

Thema 2

- Text „Das Bettelweib ...“:

Heinrich von Kleist, Werke und Briefe in vier Bänden. Herausgegeben von Siegfried Streller et al., (Band 3), Berlin und Weimar (Aufbau-Verlag) ²1984, S. 215 ff.

Thema 3

- Text „Dantons Tod“:

Georg Büchner, Werke und Briefe (Gesamtausgabe). Leipzig (Insel-Verlag) 1968, S. 29 ff.

Thema 4

- Text „Die eine Klage“:

Karoline von Günderode, Der Schatten eines Traumes. Gedichte, Prosa, Briefe, Zeugnisse von Zeitgenossen. Herausgegeben und mit einem Essay von Christa Wolf. Berlin (Buchverlag Der Morgen) 1979, S. 109 f.

- Text „Freies Geleit“:

Ingeborg Bachmann, Ausgewählte Werke in drei Bänden. Band 1: Gedichte, Hörspiele, Schriften, Berlin und Weimar (Aufbau-Verlag) 1987, S. 182.

Hinweise zur Korrektur und Bewertung

Es gelten die „**Vorläufigen Einheitlichen Prüfungsanforderungen in der Abiturprüfung Deutsch**“, die durch das Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt 1996 veröffentlicht wurden; insbesondere ist auf Kapitel 3.3 „Hinweise zur Bewertung von Prüfungs- und Klausurleistungen“ zu verweisen.